

# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage  
zur  
Deutschen Rundschau

Nr. 283.

Bromberg, den 28. Dezember

1928.

## Sir Michaels Abenteuer.

Roman von R. R. G. Browne.

(Urheberschutz für Georg Müller Verlag, München.)

(24. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Es wird gut sein, wenn Sie die Sachen auf den Schreibtisch zurücklegen“, sagte Anne.

Mr. Cherry warf ihr einen wütenden Blick zu. Seine Hand tat ihm beträchtlich weh und es war ihm ein wenig übel, denn, wie viele mutige Menschen, konnte er sein eigenes Blut nicht sehen. Ohne zu denken, tastete er nach seinem Taschentuch und riß es mit der Absicht heraus, die Wunde zu verbinden. Zwei Ringe, ein kleines Perlenhalsband und eine antike Brosche flogen durch die Luft in einen entfernten Winkel.

„Also, jetzt haben Sie etwas Schönes angestellt“, sagte Anne, „denn ich kann die Sachen nicht bekommen, ohne von Ihnen wegzugehen, und Sie können sie auch nicht kriegen, wenn ich nicht weggehe. Und wenn Sie versuchen, sich zu rühren, drücke ich zu und Sie sind an der Wand aufgepießt wie ein Käfer. Ich will Sie ja nicht verletzen, aber wenn Sie sich rühren und verletzen sich selbst, ist es nicht meine Schuld, nicht wahr?“

Mr. Cherry, der mit finsterem Gesicht seine Hand verband, mußte die Nichtigkeit dieser Darlegung anerkennen. Sein augstvoller Sprung hatte ihn mit dem Rücken an die Wand gebracht und Anne, die ihm sogleich folgte, berührte mit der Spitze des Schwertes seinen Westenknoopf. Er hätte allerdings einen zweiten Versuch machen können, die Waffe zu ergreifen, aber er hatte recht wenig Lust dazu. Und wenn er sich rührte, riskierte er ein durchstochenes Zwerchfell. Auch tat ihm die Hand so weh, daß er augenblicklich an nichts anderes denken konnte. „Also, was soll ich jetzt tun?“ sagte Anne nachdenklich. „Wenn ich mich wegrühre, ist es aus mit mir, und wir können doch nicht den ganzen Tag —“

„Warnung vor Taschendieben!“ sagte ein hohes, schrilles Stimmchen.

Mr. Cherrys Blick flog zur Tür. Anne schaute sich betnahe, aber nicht ganz um, dann sprach sie, ohne die Augen von ihrem Opfer zu lassen: „Violet, mein Herz, komm her!“

Miß Bytheway watschelte vor und betrachtete die beiden mit Interesse.

„Es ist Zeit zur Stunde“, sagte sie streng. „Was machen Sie da?“

„Wir spielen ein wunderschönes Spiel, Liebbling“, sagte Anne etwas fieberhaft. „Du kannst mitspielen, wenn du willst. Scharf in den Winkel neben —“

„Was für ein Spiel?“

„Oh — ah —“

„Vielleicht Seeräuber?“

„Ja!“ sagte Anne erleichtert. „Seeräuber spielen wir und Sir Michael ist ein — ein Seeräuberanführer. Du kannst auch einer sein und wenn du dort in den Winkel neben der Kohlenkiste schaust, wirst du einen wirklichen Schatz finden. Zwei Ringe und — bitte, stehen Sie still — ein Halsband und eine Brosche. Hol sie schnell, Liebbling!“

Violet starrte Mr. Cherry ernst und erstaunt an. Bisher hatte sie den vornehmen Gast ihrer Mutter nur wenig beachtet, denn ihr kindlicher Instinkt hatte ihr gesagt, daß

bei dem nichts zu holen sei, weder an Unterhaltung, noch an gebranntem Zucker. Aber da sieht man, wie man sich täuschen kann, denn hier stand er und spielte mit ihrer Gouvernante Seeräuber, als sei er nichts anderes gewöhnt! Mit den „Großen“ kennt man sich nie aus. Sie lächelte ihn liebevoll an.

„Können Sie richtig fluchen, wie ein wirklicher Seeräuber?“ fragte sie lebenswürdig. Mr. Cherry war im Begriff, ihr das Vergnügen nach seinem besten Können zu bereiten, als ihn ein verstärkter Druck auf die Weste warnte, diesem begreiflichen Impuls nachzugeben.

„Schnell, mein Herz!“ brängte Anne. „Das — das Schiff sinkt schon!“

„Darf ich der aller — aller schlimmste Seeräuber von allen sein? Ganz voll Bl —“

„Ja, ja! Aber mach' schnell!“

Violet May ging ganz auf den Geist der Sache ein. Sie stieß einen durchdringenden Schlachtruf aus und galoppierte davon, blutdürstige Seeräuberlaute von sich gebend. Freudig hob sie den Schatz und kam im Galopp zurück.

„Stecke sie mir in die Tasche, Diebbling“, gebot Anne, „und dann suche in seiner Tasche nach dem Kerkerschlüssel.“

„Wenn Sie näher kommen —“ begann Mr. Cherry hitzig.

„Was für einen Kerker?“

„Der Schiffskerker. Die — die Kajüte, wo die Gefangenen schmachten. Greif in seine Rocktasche — auf dieser Seite. Halten Sie still!“ rief zu Mr. Cherry, der sich wand.

„Reisende erst aussteigen lassen!“ sagte Violet May, hob sich auf die Beine und fuhr mit dem dicken Händchen in Mr. Cherrys Tasche. „Wollen wir ihn jetzt ins Meer werfen, was meinen Sie?“

„Ich wollte, wir könnten's! Steck mir den Schlüssel auch in die Tasche, Diebbling. So ist's recht. Und jetzt lauf so schnell du kannst ins Kabinenzimmer. Das ist das Schloß, wo wir den Schatz verdecken werden. Wenn du vor mir dort bist, bekommst du ein Schokoladenbiskuit zu deiner Milch. Zwei Schokoladenbiskuits!“

„Hoho!“ bemerkte Violet May erfreut und zog schnell ab. Anne wartete, bis ihre Schritte verhallt waren; dann sprang sie plötzlich von ihrem Gefangenen zurück, drehte sich blüßschnell um, war schon bei der Tür hinaus und ver-sperrte sie hinter sich.

„Uff!“ sagte sie. „Das wäre gemacht.“

Sie wartete einen Augenblick, bis sie ihren Atem wieder hatte, dann nahm sie den Schlüssel aus der Tasche und sperre die Stiefelkammer auf. Ein Eimer fiel mit lautem Krach um, ein oder zwei Schuhe rollten heraus, und Sir Michael — staubig, mit wirrem Haar und einen Schuh in der Hand, der ihm gerade hinaufgefallen war — stolperte, geblendet mit den Augen zinkernd, heraus.

„Oh, danke“, sagte er mit etwas einfältiger Stimme. „Wie haben Sie den Schlüssel — guter Gott!“ Er starrte wie gebannt auf das Schwert, das sie noch immer in der Hand hielt. Sein erschreckter Blick suchte den Reichnam.

Plötzliche unbegreifliche Verwirrung befiel Anne. Sie wandte sich rasch ab und trug die Waffe an ihren Platz.

„Ach“, sagte sie hastig, „Sir Michael und ich und Violet —“

Bei dem Klang seines eigenen Namens fuhr Mike heftig zusammen, all das Unrecht, das ihm geschehen, kam ihm wieder zum Bewußtsein. Sein Unterkiefer schob sich vor; im Begriff, die Faust zu ballen, entdeckte er den Schuh, den er noch immer geistesabwesend festhielt, und warf ihn leidenschaftlich von sich.

„Wo ist er?“ brüllte er. „Wo ist er?“  
„Sir Michael? In der Bibliothek. Aber — —“  
„So? Alle Wetter!“ rief Mike und tat einen Satz unter wütendem Knurren. Anne wandte sich und sah gerade noch durch das Fenster der Halle, wie Mr. Cherry über den Rasen lief.

„Ach Gott!“ sagte sie reuevoll, „ich habe die Fenstertür vergesselt!“ Sie eilte Mike nach, aber dieser slog wie der Wind hatte schon die Hallentür aufgerissen und war verschwunden. Anne lief auf die Terrasse hinaus und blickte sich nach allen Seiten um, konnte aber weder den Verfolger noch den Verfolgten sehen. Während sie noch zögerte, glaubte sie in dem großen Gartenhaus, das in einer entfernten Ecke des Rasenplatzes stand und sonst nur von Ohrwürmern und Schneeden benutzt wurde, sich etwas bewegen zu sehen.

Sie blickte unverwandt hin, und wieder sah sie diese Bewegung; zweifellos war jemand drinnen. Der Gedanke kam ihr, daß der Flüchtling sich vielleicht dort der Verfolgung entzogen hatte und nun wartete, bis die Luft rein sei. Da sie Furcht nicht kannte, ging sie rasch hin. Auf dem Rasen waren ihre Schritte unhörbar, sie kam zur Türe und schaute hinein. Im nächsten Augenblick fuhr sie mit einem kleinen Schrei der Überraschung zurück.

Auf einer ländlichen Bank im Gartenhaus saß Mr. Harold Bytheway und vor ihm auf dem ländlichen Tisch stand Mrs. Bytheways geöffnete Schmuckkassette.

„Oh!“ sagte Anne.  
Beim Klang dieser Stimme fuhr Harold krampfhaft zusammen und wandte ihr ein übelaussehendes Antlitz zu. Er erhob sich halb, aber die Knie versagten ihm und er fiel auf die Bank zurück. Ein paar Mal öffnete er den Mund, brachte jedoch nur unverständliche gurgelnde Laute hervor.

Einige Sekunden vergingen, während ihn Anne betrachtete; dann trat sie entschlossen in das Gartenhaus. Vor dem Funkeln ihrer Augen bebte Harold ängstlich zurück und stöhnte leise.

„Nun?“ sagte Anne.

## Neunzehntes Kapitel.

### Das Schicksal und Mr. Cherry.

Sir Michael Fairlie, sechster Baron in der Ahnenfolge, schob aus dem Haus wie die Kugel aus der Flinte, setzte in zwei Sprüngen über die Terrasse, in einem über die Stufen und slog über den Rasen, seinem Stellvertreter nach. Beim Pauken schrie er: „Hel!“

Mr. Cherry warf einen Blick über die Schulter und beschleunigte seinen Schritt.

Mikes Gefangenschaft in der Stiefelkammer hatte nicht sehr lange gedauert, aber immerhin lange genug. Mit seiner jetzigen Ansicht über Mr. Cherry verglichen, waren seine früheren Gefühle für diesen Gentleman geradezu brüderliche zu nennen. Bei dem bloßen Gedanken an ihn sah er rot, und es schien ihm, als könne ihm das Leben kein Glück mehr bieten, ehe er nicht Mr. Cherry eingeholt und ihn so behandelt hatte, daß dieser Namensausborger sich künftig selbst in der Schlinge tragen mußte. Er hatte nicht einmal Zeit, an Anne zu denken und was sie von einem Manne halten mußte, der sich in eine Stiefelkammer einsperren ließ. Mr. Cherry und die bringende Notwendigkeit, diesen Sportmann auszurotten, erfüllte seine Gedanken zum Ausschluß aller anderen.

Die Jagd ging weiter. Mr. Cherry war in guter Kondition und tief tüchtig. Seine Niederlage der Gouvernante gegenüber hatte ihm klar gemacht, daß er, wenn überhaupt, sofort gehen müsse. Und er ging. Das Leben in Indley Haus wurde nachgerade zu kompliziert: Mr. Cherry — darin Ministerpräsidenten, armen Verwandten und der britischen Armee unähnlich, wußte, wann er genua hatte. Ohne dem Hausherrn Lebewohl zu sagen, dem Diener ein Trinkgeld zu geben oder auch nur seine Zahnbürste zu holen, rannte er wie von den Furien verfolgt. Nachdem er durch Mikes Zuruf erfahren hatte, daß ihm eine waschechte Furie auf den Fersen sei, fluchte er und erhöhte die Geschwindigkeit. Wenn er diesen Kerl nur abschütteln und sich im ländlichen Hertfordshire verlieren könnte, würde er seine nächsten Schritte mit Mühe überlegen können.

Die Jagd ging weiter. Mr. Cherry verließ den Rasen und verschwand im Strauchwerk. Krachende Geräusche begleiteten in Zwischenräumen den Durchzug von Verfolgtem und Verfolger durch das Buschwerk.

Auf dessen anderer Seite lag der Küchengarten. Dort war ein fremder Kunstgärtner vorgerückten Alters bei einem Stachelbeerstrauch beschäftigt. Infolge seiner gebückten Haltung wurde er von Mr. Cherry erst bemerkt, als dieser schon fast bei ihm angelangt war. Der Kunstgärtner, der etwas schwerhörig war, hatte jetzt die Bewegung in seiner Nähe wahrgenommen und sich ausgerichtet. Es gab einen Aufschrei, einen Zusammenstoß und beide wälzten sich im

Staub. Mr. Cherry war gleich wieder auf und weiter; der Gartenkünstler hatte sich eben erstaunt auf den Knien emporgerichtet, als der Zweite — Mike — schwer über ihn fiel. Wieder wälzten sich jetzt im Staub. Mike raffte sich schnell auf und trabte weiter, den Mund voll Erde. Der Kunstgärtner, der ein vorsichtiger Mann war, blieb liegen, um den Rest der Prozedur vorüber zu lassen und stand erst nach einer Weile auf, als keine Renner mehr erschienen. Er war ein philosophische Natur, krachte sich am Ohr und nahm seine Arbeit wieder an. Da hatte sich eben wieder jemand einen Spaß gemacht . . .

Der Küchengarten wurde durch eine hohe Ziegelmauer abgeschlossen, in der sich eine Türe befand. Als Mr. Cherry diese von weitem erblickte, freute er sich, doch war die Freude nur kurzlebig, denn er fand die Türe verschlossen. Er schaute sich suchend um und bemerkte zu seiner Rechten einen kleinen Schuppen zum Aufbewahren von Gartengeräten, der an die Mauer angebaut war und ein schiefes Dach hatte. Obwohl ihn seine verletzte Hand stark behinderte, gelang es ihm, sich auf das Dach hinaufzuschwingen und von dort auf die Mauer zu klettern. Auf der anderen Seite sprang er herab und lief weiter, eben als Mikes erhitztes und wütendes Gesicht über der Mauer erschien.

Dessen Zorn hatte mittlerweile den Siedepunkt erreicht; denn die Jagd, die er sich so leicht vorgestellt hatte, hatte bisher keinen anderen Erfolg aufzuweisen, als ihm den Mund und die Schuhe mit Erde auszufüllen und sein linkes Hofenbein an einem Nagel des Daches zu zerreißen. Er kam gerade rechtzeitig über die Mauer, um Mr. Cherry um die Ecke laufen zu sehen und spornte sich zu seiner stärksten Leistung an.

Aber Mr. Cherry, der mittlerweile so ziemlich ausgepumpt war und einsah, daß es nur mehr kurzer Minuten bedürfte, bis ihn sein Verfolger eingeholt habe, lag hinter der Ecke auf der Lauer und stellte dem in rasendem Laufe Daherstürmenden geschickt ein Bein. Mike machte einen unfreiwilligen Luftsprung und kam mit voller Wucht zur Erde nieder, daß ihm die Sinne entschwanden . . .

(Fortsetzung folgt.)

## König Weißmantel.

Stimme von W. von Dörflein.

Hoch droben, wo zur Sommerzeit die Sonne nicht untergeht, und der Winter eine einzige unendlich lange Nacht ist, wo nur zwei Monate im Jahr die aschgrauen Wogen des Polarmeeres gegen schwarze Basaltklippen donnern und während der übrigen Zeit Land und Meer in eisigen Wänden ruhen, wohin nur selten Allmörder Zweibein setzen Fuß setzt, ist König Weißmantels unendlich schönes Reich. Hier herrscht weltentrückte Einsamkeit, kaum gekürt vom ewig gleichklingenden Rauschen der Meereswogen und dem klagenden Ruf der Polarmöwen. Das schaurig Menschenähnliche ihrer Stimme hat wohl zu dem Glauben der Seeleute geführt, daß in diesen Tieren die Seelen abgestorbener Matrosen wohnen. Hoch und steil ragt das Basalteiland als vorgeschobener Posten der Barentinseln nordwärts ins Eismeer. Nur spärlichster, niedriger Pflanzenwuchs, Moose, einige in ihnen wurzelnde Gräser, die während des kurzen Sommers gelb aufleuchten, bilden seine Flora. Die Tierwelt ist schon reicher vertreten. In der Bucht tummeln sich Kummern, Eisstauer und Eiderenten, deren Nester an so steilen Felsen kleben, daß kein Räuber sie zu erreichen vermag. Einige Walrosse räkeln sich faul auf den Eisschollen, die, vom Sturm angepölpelt, halb geborsten auf dem schwarzen Lavasande liegen. Hurtige Seehunde widmen sich eifrig dem Fischfang.

Sammetfell, der Seeotter, das kostbarste Mitglied der ausgedehnten Familie Marder, an Aussehen und Größe mehr einer Robbe als einem Fischotter ähnlich, läuft, der Flut entstieg, mit watschelndem Gange einem sonnigen Plätzchen zu, um hier gründlich seinen glänzend schwarzen Pelz zu kämmen. Er streckt und dehnt sich, unablässig leckt seine weiche Zunge Härchen für Härchen glatt. Nun läßt er ein stolzes Pfeifen hören und will sich gerade zu einem kurzen Schläfen zusammenrollen. Da fährt er jäh auf. Das seine Näschen wittert, während der Kopf unablässig auf und ab wippt. Sei, wie kann er rennen, trotz der großen, unbeholtenen, flossenartigen Hinterfüße! Jetzt faßt er einem Pfeile gleich vom Felsvorsprung kopfüber in sein Element. Die Seehunde sind ebenfalls blitzschnell verschwunden.

Da kommt er heran! Gelblich weiß leuchtet sein Mantel, nur Nase, Augen und Krallen stechen tiefschwarz ab. Bedächtig schreitend, den schlanken Hals wie unwillkürlich hin und her wiegend, läßt er den langen blauen Leder weit heraushängen. Wenige Schritte hinter ihm kommt die Gemahlin, sie ist etwas kleiner. Die Gatten scheinen

eine eheliche Auseinandersetzung gehabt zu haben, denn die Dame brummt im Gehen höchst mißlaunig — um aber schleunigst zu verstummen, sobald der Herr und Gebieter den Kopf wendet. Die Walrosse werden angefaucht, doch die haben sich inzwischen beruhigt und nehmen von den Weisbröcken weiter keine Notiz.

„Lächerliche Zwerge“, knurrt der alte Bulle in seinen mächtigen Schnauzbart. „Sollen mir mal nahe kommen, dann werden sie was erleben!“ Jedoch die also Begrüßten denken nicht daran, mit den plumpen Gesellen anzubinden, zumal die eine der Kühe heran zu rutschen versucht und wütend ausbrüllt: „Kälberdiebe elende! Wegelagerer! Begnügt ihr mir im freien Meer, lasse ich euch wahrlich nicht entwischen!“

Jetzt stehen die beiden Nordlandsrecken auf einer vor-springenden Klippe und übersehen ihr Gebiet. „Hm“, brummt Weismantel, „das Kropfzeug hier ist unangenehm wachsam geworden! Rührt nichts, Alte, wir müssen auf die Reise gehen. Doch da! Sehe ich recht, liegt auf der treibenden Eisscholle dort drüben so ein windiger Seehund auf dem Rücken! Warte! Wie steht doch der Wind? Ei, großartig! Paß auf, daß er uns nicht entgeht! Die paar Lummeln, die wir gestern in ihrem Nest überlöpelten, und das halbe Hundert Eier waren ja ein kleiner Bissen für jeden.“ — Beistimmend nickt die Gattin zu den klugen Worten des Gefährten, der sich geräuschlos ins Meer gleiten läßt. Nun entscheide einer, was da hintreibt. Ist das ein Schneehaufen oder ein Eisbrocken? Ganz tief eingesenkt, nur eben Nase und Augen überm Wasser, die Ohren verschlossen, greift er mit den mächtigen Branten weit aus, leicht durch die leise rauschenden Wasser schwimmend. Jetzt regt sich der Hund. Hat er etwas gemerkt?

Weismantel versinkt. Bald aber gucken wieder zwei schwarze Punkte aus der graugrünen Flut. Er steht senkrecht in der Tiefe — nur eben der Kopf befindet sich in der Linie des Wasserspiegels. Der Seehund hat gesichert. Nun gibt er sich erneut mit vollem Behagen dem seltenen Sonnenbade hin. Er gähnt, reckt und streckt die kurzen Flossen, klatscht vor Daseinsfreude auf die Scholle und schläft blinzeln wieder ein.

Indessen nähert sich aus der entgegengesetzten Richtung nunmehr ganz offen eine zweite weiße Gestalt. Laut rauscht das Wasser vor dem Bug des hurtigen Schwimmers, und jetzt läßt er ein lautes Schnauben hören. Jäh fährt der Seehund in die Höhe, sieht den furchtbaren Feind und will sich auf der anderen Seite ins Meer stürzen. Doch noch hat er den Rand des Eises nicht erreicht, da grinst ihm ein offener Rachen mit spitzen Fangzähnen entgegen. Mit hurtigem Satz springt Weismantel auf die Scholle. Ein Schlag seiner schweren Brante zerbricht dem unvorsichtigen Träumer das Rückgrat, während die furchtbaren Zähne den Kopf zermalmen. Nun brummen und fauchen sich die beiden an, bis endlich der Hund zerrissen ist und jeder seinen Teil möglichst weit vom anderen weggeschleppt hat, um ihn zu verzehren.

Warm scheint die Sonne auf die fatten Fresser. Sie ledern sich den blutbesudelten Pelz sauber und strecken sich zum Schläfe aus. Leise singt das Meer sein Schummerlied. Dann fahren sie auf ihrem weißen Floß weiter und weiter in die unendliche See hinaus.

## Falsche Weichenstellung.

Skizze von Wolfgang Federan.

Es war still, märchenhaft still draußen; nach all dem Lärmen, Pfeifen, Dröhnen, Klingeln, nach dem Donnern, Zischen und Drausen des Tages hatte diese Ruhe beinahe etwas Beklemmendes an sich. Irrendwo hörte man das Schnauben und Röhren einer schweren Lokomotive, die wohl rangierte oder über die Drehscheibe in die geräumige Halle eingebracht wurde, um über Nacht auszuruhen von den Anstrengungen einer viele hundert Kilometer langen Reise.

Ja, jetzt war die friedlichste Zeit hier oben im Stellwerk. Jetzt, um die dritte Morgenstunde, würde nur noch ein einziger Zug die Bahnstation passieren.

Der Vorsteher ging gemächlich auf und ab. Er hatte es sich bequem gemacht, den Uniformrock geöffnet, sog behäbig an der kurzen Pfeife. Wie silbergraue Schlangen zogen sich draußen die matt beleuchteten Schienen in die Unendlichkeit der Finsternis hinein. Zahllose Lichter glühten durch den Raum, weiße und gelbe, grüne und rote. Klebten bald dicht an der Erde, hingen bald irgendwo wesenlos im Raum, die tragenden Pfeiler und Ständer und Randalaber verschlang die Dunkelheit.

Aber dem Vorsteher war das wohl ein gewohnter und alltäglicher Anblick, der ihm nichts mehr sagen konnte. Auch Behrens nicht, dem kleinen, schmalen Assistenten, der an seinem Tisch saß, die eingegangenen Briefschaften sortierte

und ab und zu ein paar Zeilen und Zahlen in eine große, breitrückige Kladde eintrug. „Ich hab sie so sehr geliebt“, fuhr Behrens gerade in seiner Unterhaltung fort, ohne jedoch sein mageres, zerknittertes Gesicht mit den vielen Fältchen um den müden Mund und den tief liegenden, feurig glänzenden Augen zu heben, „ich liebte sie so sehr — alles habe ich getan, was ich nur ihren Augen ablesen konnte, wenn es nur irgend in meiner Macht lag. Was hat es geholfen? Nichts...“

Der Vorsteher warf ihm einen mitleidigen, prüfenden Blick zu. „Und warum ging sie von Ihnen?“ forschte er.

„Warum sie mich verließ? Ich weiß es nicht — oder doch, ich weiß es. Es war doch wohl so, daß ihr dieses Lebens ewiger Gleichschritt, dieses bescheidene und stille Dasein an meiner Seite auf die Dauer nicht behagte, daß sie sich nach Abenteuern, nach Dingen sehnte, die ich ihr nicht bieten konnte. Weiß man denn, was in so einer Frauenseele alles vorgeht? Sie hat mir oft genug geklagt, wie sehr sie sich langweile. Bis dann der andere kam — der Mann mit dem großen Geldbeutel, der ihr alles bieten konnte, wonach sich ihr natives Kinderherz sehnte. Da ging sie einfach auf und davon, und nach mir fragte sie nicht...“

„Aber das Kind?“ wagte der Vorsteher zu unterbrechen. „Ja, das Kind“, fuhr Behrens empor, und eine tiefe Röte überflammte sein Gesicht. „Das ist's, was ich nie begreifen werde. Daß sie sich vom Kinde trennen konnte, von dem Jungen — und sie hat ihn doch geliebt.“

„Hm!“ machte der Vorsteher, und dann, teilnahmsvoll: „Wie geht es dem Kleinen jetzt?“

„Schlecht, schlecht“, erwiderte Behrens, und sein Kopf sank ihm wieder auf die Brust. „Er schläft schon seit Tagen nicht mehr. Der Doktor ist ratlos. Immer schreit der Junge: „Mama“ — und niemals kommt sie.“

Schluchzen würgte plötzlich an seiner Stimme. „Immer denke ich, sie müßte doch einmal kommen, einmal nachsehen, wie's dem Kleinen geht. Müßte es fühlen, wie krank er ist. Bei jedem Zug, der hier vorbeifährt, denke ich: vielleicht, vielleicht ist sie darin. Und wenn's einmal so wäre, wenn ich es wüßte — ich glaube, ich riße sie heraus, trüge sie gewaltsam zu dem Bett des Kleinen, nur um dies nicht mehr mit ansehen zu müssen, diese Qual, die Trauer, den Vorwurf dieser unschuldigen Augen...“

In diesem Augenblick schrillte das Telefon. Der Vorsteher rief den Hörer ans Ohr.

„Güterzug auf Weiche 4 wegen Maschinendefekts liegen geblieben. D-Zug 309 über freies Gleis Nummer 1 leiten. Meldung wird telefonisch wiederholt“, kam der Befehl von der Bahnhofszentrale. Der Vorsteher sagte zurück, was er gehört hatte. Dann hängte er ab.

Schon klopfte auch der Morsetelegraph — Behrens las von dem Papierstreifen die gleichlautende Meldung ab, stürzte zum Stellwerk, setzte die Hebel in Bewegung. Seine Hände zitterten heftig. „D-Zug 309 auf freies Gleis Nummer 1 umgeleitet“, wiederholte er mit monotoner Stimme.

„Himmel, Sie zittern ja so“, sagte der Vorsteher, während er den Vorgang ins Journal eintrug. „Sie sollten Urlaub nehmen, Sie sind ja krank.“

„Ich friere nur ein bißchen“, versuchte Behrens zu lächeln.

„Unsinn, Mann — frieren“, meinte sein Vorgesetzter. „Bei der Bullenhöhe hier. Ich legte am liebsten Rod und Krage ab, so warm ist mir.“

Flüchtig musterte er den anderen. Der sah grau und verfallen aus, nur seine Augen leuchteten in einem fast unheimlichen Glanz. Dem Vorsteher wurde es plötzlich unheimlich zu Mute. Auch ihn wehte ein kalter Schauer an. Er sah sich um, aber die Fenster waren geschlossen. Kopfschüttelnd ging er zum Werk, überprüfte noch einmal die Apparatur. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Aber es war alles in Ordnung.

Eben klappte die Metallscheibe herunter, die das Heben des Einfahrtsignals anzeigte.

„Gerade hat er die letzte Blockstelle passiert“, meinte der Vorsteher und trat ans Fenster. Man mußte gleich das Rollen und Donnern des Zuges hören.

In diesem Augenblick schrie Behrens plötzlich gellend auf. „Sie kommt — sie kommt“, rief er mit entsetzlicher Stimme. Griff gleichzeitig nach der brennenden Laterne, stürzte, ehe der andere ihn halten konnte, hinaus, die steile Eisentreppe herab, auf den Bahnkörper.

„Der Kummer hat ihn verrückt gemacht“, dachte der Vorsteher und machte Miene, ihm nachzulaufen. Aber er besann sich gleich darauf und blieb stehen. Er durfte ja den Raum nicht verlassen. Er riß das Fenster auf und stierte mit hervorquellenden Augen heraus. Schneidend piff der Wind hinein, peitschte sein Gesicht, zerwühlte seine Haare. Er achtete nicht darauf. Denn unten, immer längs der Schienen, lief Behrens, seine Laterne schwenkend, und der Vorsteher glaubte sein heiseres, wahn sinniges Gebrüll bis zu sich herauf zu hören.

„Himmel — er läuft gerade in den Zug hinein“, stöhnte der Mann am Fenster. Schon sah er die Scheinwerfer der Maschine wie zwei wilde, böse Augen auftauchen. „Er ist verloren“, dachte er noch und wandte sein Gesicht ab. Nur nichts sehen, nichts hören!

Der Lokomotivführer oben auf der Maschine hatte ihn auch gesehen, den Laternenschwenkenden Mann, und der Heizer desgleichen. Er verstand die Warnung, natürlich. Ein Griff der Hand, und kreischend legten sich die Bremsen an die Räder. Aber das Herz stand den Männern still vor Schreck, denn dieser Mann da, der lief ja mitten zwischen den Schienen. Er — er war nicht mehr zu retten.

„Ich komme — ich hole dich — zum Bubi“, brüllte, heulte, schrie Behrens noch immer, ohne auch nur eine Sekunde aufzuhören in seinem wahn sinnigen Lauf. Dann, plötzlich, war etwas Großes, Schwarzes, Leuchtendes furchtbar nahe über ihm. Da schien es, als erwache in ihm die Erkenntnis. Entsetzen verzerrte seine Züge. Im letzten Augenblick machte er Miene, zur Seite zu springen.

Aber da hatte ihn das Ungeheuer auch schon gepackt, ihn mit seiner eisernen Faust zu Boden geschmeißert, war über ihn hinweg gebrannt, und es wurde Nacht...

Es gibt kein Mittel, einen mit voller Kraft dahin jagenden Schnellzug plötzlich zum Halten zu bringen, dazu ist seine Eigengeschwindigkeit zu groß. Immerhin gelang es dem Lokomotivführer, so so zu ermäßigen, daß er fast gelinde auf den Güterzug auf fuhr. Der Güterzug stand auf dem Gleis Nummer 11...

Die Kommission, die den Vorfall untersuchte, schüttelte verständnislos den Kopf. Klar war jedenfalls, daß dem Stellwerk eine falsche Meldung durchgegeben war. Aber wie Behrens das im letzten Augenblick bemerken konnte, das ließ sich einfach nicht begreifen.

Der Vorsteher des Stellwerks hätte wohl das Geheimnis aufklären können. Aber er schwiegte sich aus, schüttelte zu allen dahingehenden Fragen nur den Kopf. Er hatte ja auch genug damit zu tun, einer blaffen, weinenden Frau den Anblick der Leiche ihres Mannes zu entziehen, sie, die Bankende, mit behutsamen Worten nach jenem Hause zu führen, wo ein kleiner, kranker Knabe weinend im Bettchen lag und unaufhörlich nach seiner Mutter schrie.

## Bunte Chronik

\* **Der Erdölvorrat der Welt.** Gegenüber den pessimistischen Stimmen, die eine baldige Erschöpfung der Erdölvorräte der Erde voraussagen, wird ängstlichen Gemütern die abweichende Ansicht eines bedeutenden Fachmannes zur Beruhigung gereichen. Auf der unlängst abgehaltenen „Internationalen Konferenz für motorische Kraft“ erklärte der Sachverständige Egloff, daß vor Ablauf von drei Jahrtausenden kaum ein Mangel an Erdöl zu befürchten sei. Selbst die Vereinigten Staaten, denen gewisse Schwarzeher eine Erschöpfung ihrer Petroleumvorkommen in weniger als einem Jahrzehnt prophezeit haben, sollen nach der Ansicht des Genannten noch über 440 Millionen Hektar verfügen, auf denen sich aller Wahrscheinlichkeit nach Erdöl vorfindet. Von diesem gewaltigen Gebiet werden heute erst etwa 800 000 Hektar ausgebeutet.

\* **Die zu Hause vergessene Braut.** Der ungewöhnliche Fall, daß ein Bräutigam vergessen hatte, daß zu einer Trauung auch eine Braut gehöre, und so diese ganz einfach zu Hause ließ, ereignete sich dieser Tage in der englischen Stadt Hull. Eine vornehme Trauung sollte dort stattfinden. Die schönste Kirche der Stadt, die St. Mary Church war festlich mit Blumen ausgeschmückt. Um 11 Uhr hätte sie stattfinden müssen. Das ganze Gefolge war schon versammelt. Auch der Bräutigam war anwesend. Der Geistliche wollte schon mit der Zeremonie beginnen, als plötzlich entdeckt wurde, daß die Braut fehlt. Es vergingen fünf Minuten, eine halbe Stunde. Die heißersehnte Braut kam aber noch immer nicht. In der Kirche herrschte schon allgemeine Aufregung. Die geladenen Gäste munkelten schon, daß die Braut es sich wahrscheinlich überlegt habe. Nun geschah es. Der Bräutigam griff sich an den Kopf und rannte wie besessen auf die Straße hinaus. Er sprang in sein Auto und raste ab. Etwa eine halbe Stunde später kehrte er dann mit der Braut zurück und nun kam des Rätsels Lösung. Der Bräutigam hatte ganz einfach vergessen gehabt, die Braut abzuholen. Und die arme Braut saß zu Hause und wartete und wartete... bis endlich...

\* **Die Afghanen sollen Gefrorenes essen.** Amanullah will sein Land auch in kulinarischer Hinsicht modernisieren. Kürzlich hat er nun den Versuch unternommen, seine Untertanen mit Hilfe des Gefrorenen zu europäisieren. Er begann daher einen regelrechten Feldzug gegen die Leidenschaft des Betelkauens. In den Zeitungen ließ er verkünden, daß das Betelkauen eines Afghanen unwürdig sei und daß diese verwerfliche Gewohnheit auch eine ästhetische Schattenseite habe. Der rote Saft des Betels macht nämlich den Mund des Kauenden schmutzig. Also, von nun ab laue man nicht, sondern man esse Gefrorenes. Demnächst werden daher eine Menge Eishändler auf die Straße geschickt, die für spottbilliges Geld fast umsonst ihre Ware preisbieten werden. Auch Propagandavorträge sollen die Vorteile des Gefrorenen schildern. Frachtet aber all dies nicht und werden die Afghanen weiter ihren verdammten Betel kauen, so kündigt Amanullah schon jetzt Zwangsmaßnahmen an. Er wird ganz einfach das Essen von Speiseeis zur Untertanenpflicht machen und mit Brachialgewalt den Afghanen diesen Genuß beibringen.

\* **Die elektrische Wiege.** Zweifellos ist der Erfinder der elektrischen Wiege ein geplagter Familienvater, dem nach des Tages Last und Mühe die nächtlichen Solt seines Jüngsten keine Ruhe ließen. Um diesem Übel abzuhelfen, hat er ein handliches Gerät erfunden, das an jede elektrische Steckdose angeschlossen werden kann und durch eine Pleuelstange den Kinderwagen mit dem Kinde sanft hin und herschiebt. Für Eltern, die gern einmal Theater oder Kino besuchen wollen, ist dieser Apparat gewiß der lang ersehnte Retter!

## Lustige Rundschau

\* **Ja, dann allerdings.** „Himmel Donnerwetter!“ schrie Bumm, und neigte seinen langen Oberkörper zum Auto hinaus. „Verkehrsschumann! Sagen Sie mal, wann geben Sie denn endlich das Zeichen zum Weiterfahren? Ich warte schon zwanzig Minuten hier!“ — „Das ist ganz natürlich“, lachte der Verkehrsdirektor, „Sie haben sich ja an eine Tagreihe ange stellt.“

\* **Die verbesserungsbedürftige Natur.** Der Landschaftsmaler Ebnard Hilbrandt forderte einen Freund auf, eins seiner Bilder zu besichtigen und zu beurteilen. Der Freund tat es und meinte nach eingehender Prüfung, die Beine der einen grasenden Kuh wären zu dick geraten. Darauf trat Hilbrandt vor das Bild, betrachtete es sehr genau und sagte dann: „Ja, Sie haben recht. Aber wissen Sie, die Kuhbeine in der Natur sind eigentlich zu dünn!“

## Rätsel-Ecke

### Verwandlungs-Aufgabe.

Jedes der nachfolgenden Wörter ist durch An- oder Einfügung eines Buchstabens in ein Wort von anderer Bedeutung zu verwandeln. Bei richtiger Lösung machen die neueingesetzten Buchstaben eine fest blühende Blume namhaft:

Nar, Pier, Eis, Rand, Achse,  
Koch, Eile, Liter, Wechsel, Egel, Ast,  
Horn, Rot, West.

### Auflösung der Rätsel aus Nr. 281.

#### Silben-Rätsel:

Salamander, Cincinnati, Herobot,  
Newmarket, Euryanthe, Eomitter,  
Wandertrieb, Immanuel, Theodora,  
Timbuktu, Cherub, Harmonika,  
Eichenspinner, Nordlicht.

= Schneewittchen, Ritter Blaubart.

\*  
Rätsel: Flach, Lachs, Ach.